



Émile Zola

**Wie man heiratet
und wie man stirbt**



Aus dem Französischen
von Ulrich Friedrich Müller
und Kristian Wachinger

Friedenauer
Presse

Inhalt

∞ *Wie man heiratet* 7

† *Wie man stirbt* 65

Nachbemerkung 133

Wie man heiratet



Vorwort

Die Liebe in Frankreich ist im siebzehnten Jahrhundert ein aufgetakelter Herr, der, prächtig gekleidet, zu getragener Musik seinen Einzug in die Salons hält. Er gehorcht einem recht komplizierten Ritual und tut keinen einzigen Schritt, ohne ihn genauestens vorbereitet zu haben. Bei alledem zeigt er sich stets vornehm, wohl dosiert einfühlsam, ehrlich erfreut. Im achtzehnten Jahrhundert ist die Liebe ein Lausbengel, der in abgerissener Kleidung herumläuft. Er liebt so wie er lacht, aus Freude am Lieben und am Lachen, isst mit einer Blonden zu Mittag und mit einer Brünetten zu Abend, sieht in den Frauen gute Göttinnen, die mit vollen Händen Freuden austeilen an alle, die ihnen zu Füßen liegen. Ein Hauch Wollust liegt über der ganzen Gesellschaft, führt den Reigen von Schäferinnen und Nymphen an, von Brüsten, die in tief ausgeschnittenen Dekolletés unter der Spitzenwäsche beben: eine beglückende Zeit, als das Fleisch herrschte, reines Genießen, dessen ferner Hauch noch lau zu uns herüberweht, voll vom Duft wallender Haarpracht. Im neunzehnten Jahrhundert ist die Liebe ein artiger junger Mann, gekleidet wie

ein Kanzleischreiber, der ein Beamtengehalt bezieht. Er geht unter Leute oder verkauft etwas im Laden. Er engagiert sich in der Politik, von neun Uhr früh bis sechs Uhr abends nehmen ihn seine Geschäfte in Anspruch. Seine Nächte aber widmet er den Sinnenfreuden mit einer Geliebten, für die er zahlt, oder mit einer Ehefrau, die für ihn zahlt.

So ist die Liebe nach der heroischen des siebzehnten und der leidenschaftlichen des achtzehnten Jahrhunderts zu der heutigen nüchternen Liebe geworden, eilig und unstet wie der Börsenhandel. Kürzlich hörte ich einen Fabrikanten darüber klagen, dass noch immer keine Maschine zur Herstellung von Kindern erfunden sei. Wo doch Dreschmaschinen und automatische Webstühle entwickelt werden; alles Vorrichtungen, bei denen die menschliche Muskelkraft durch Räderwerk ersetzt werden soll. Sobald eine Maschine das Lieben übernehme, würden die emsigen Arbeiter unserer Zeit, die jede Minute ihres Lebens dem Fortschritt widmen, Zeit sparen und im Lebenskampf härter und standhafter bleiben. Nach der schrecklichen Erschütterung durch die Revolution haben die Männer Frankreichs noch nicht die Muße wiedergewonnen, an die Frauen zu

denken. Unter dem ersten Napoleon hinderte Kanonendonner die Liebenden, zueinander zu finden. Während der Restauration und der Julimonarchie wurde die Gesellschaft vom entfesselten Streben nach Wohlstand erfasst. Letztlich hat das Zweite Kaiserreich unter Napoleon III. den Geldhunger nur weiter angeheizt, ohne ein neues Laster, eine weitere Wollust hinzuzufügen. Und noch etwas spielt mit: die Naturwissenschaft, die Dampfmaschine, die Elektrizität, all die Entdeckungen der vergangenen fünfzig Jahre. Man muss den Menschen von heute betrachten mit all seinen Beschäftigungen, all dem Ausgehen, all der Notwendigkeit, sein Vermögen beisammenzuhalten und zu mehren, den Menschen von heute, dessen ganzer Verstand mit tagtäglich auftretenden neuen Problemen beschäftigt, dessen Fleisch unter dem täglichen Überlebenskampf müde geworden, der selber zum Treibrad in der auf Hochtouren ratternden Gesellschaftsmaschine verkommen ist. Er hält sich Geliebte, wie man Pferde hält, um sich sportlich zu betätigen. Falls er heiratet, dann weil die Eheschließung ein Geschäftsvorgang wie jeder andere geworden ist, und falls er Kinder bekommt, dann weil seine Frau es gewollt hat.

Und auf noch etwas möchte ich zu sprechen kommen bei den unerfreulichen Ehen unserer Tage, bevor ich dann zu den Fallbeispielen übergehe. Es ist der tiefe Graben, den Erziehung und Schulbildung bei uns von Anbeginn der Kindheit zwischen Jungen und Mädchen ziehen. Nehmen wir die kleine Marie und den kleinen Pierre. Bis zum sechsten oder siebten Lebensjahr lässt man sie zusammen spielen. Ihre Mütter sind Freundinnen; die Kinder duzen sich, hauen sich geschwisterlich, tollen unbefangen miteinander herum. Doch im Alter von sieben trennt die Gesellschaft die beiden und übernimmt die Herrschaft über sie. Pierre wird in eine Schule gesperrt, wo man sich damit abmüht, ihm den Kopf vollzustopfen mit der Summe aller Erkenntnisse der Menschheit; später kommt er auf weiterführende Schulen, wählt eine Laufbahn und wird ein Mann. Auf sich selbst gestellt, auf Gedeih und Verderb in der langen Lebenslehre alleingelassen, ist er mit Gemeinheiten in Berührung gekommen, hat Freud und Leid erlebt, hat die Dinge und die Menschen kennengelernt. Marie dagegen hat die ganze Zeit abgeschieden in der Wohnung ihrer Mutter verbracht. Man hat sie gelehrt, was eine wohlerzogene Tochter wissen muss:

gereinigte literarische und historische Texte, Geografie, Rechnen, Katechismus; sie versteht sich auch aufs Klavierspiel, auf Tanz und auf weiß gehöhte Landschaftsskizzen. So hat Marie keine Ahnung von der Welt, die sie nur durchs Fenster gesehen hat, und auch das wurde geschlossen, sobald der Straßenlärm allzu laut heraufdrang. Nie hat sie sich allein auf den Bürgersteig gewagt. Man hat sie sorgfältig gehütet, wie ein Pflänzchen im Treibhaus, mit wohldosierter Zufuhr von Luft und Licht, und sie in einer künstlichen Umgebung aufgezogen, fernab von anderen Menschen. Und jetzt stelle ich mir vor, dass sich Pierre und Marie zehn oder zwölf Jahre später wieder treffen. Sie sind einander fremd geworden, natürlich ist es eine Begegnung voller Befangenheit. Sie duzen sich nicht mehr. Sie ziehen sich nicht mehr zusammen zurück zum Quatschmachen. Sie bleibt unruhig, errötet in Erwartung des Unbekannten, das er mitbringt. Er dagegen spürt die Lebensenergie, die grausamen Wahrheiten, die er nicht auszusprechen wagt. Worüber könnten sie miteinander reden? Sie sprechen nicht dieselbe Sprache, sie haben keine Gemeinsamkeiten mehr. So bleibt ihnen nur banale Alltagskonversation, beide fühlen sich

in der Defensive, sind beinahe feindselig – und schon haben sie damit begonnen, einander zu belügen.

Natürlich meine ich nicht, dass wir unsere Söhne und Töchter wie Wildwuchs im Garten miteinander groß werden lassen sollten. Allzu komplex ist die Frage der geschlechtergetrennten Erziehung für einen schlichten Betrachter! Ich beschränke mich darauf festzustellen: Unsere Söhne kennen alles, unsere Töchter nichts. Ein Freund von mir hat oft von dem eigenartigen Gefühl gesprochen, das er in seiner Jugend empfand: wie ihm seine Schwestern nach und nach fremd wurden. Jedes Jahr, wenn er vom Internat nach Hause kam, erschien ihm der Graben tiefer und die Kälte kälter. Eines Tages schließlich fiel ihm gar nichts mehr ein, worüber er mit ihnen reden konnte. Als er sie in aller Herzlichkeit umarmt und abgeküsst hatte, blieb ihm nur noch, seinen Hut zu nehmen und sich davonzumachen. Und wie wird es dann erst bei etwas so Wichtigem wie der Eheschließung zugehen? Da prallen die beiden Welten unvermeidlich heftig aufeinander, und der Stoß birgt immer die Gefahr, dass die Frau oder der Mann daran zerbricht. Pierre ehelicht Marie, ohne sie zu kennen und ohne dass sie ihn kennenlernen

konnte, denn ein wechselseitiges Ausprobieren ist nicht erlaubt. Die Familie der jungen Frau ist in der Regel froh, sie endlich unter die Haube zu bringen. Sie führt sie dem Bräutigam zu mit dem Hinweis, sie sei in gutem Zustand, unberührt, wie eine Frischverheiratete eben zu sein hat. Ab jetzt wacht der Ehemann über seine Frau. Und Marie sieht sich von einem Augenblick auf den nächsten der Liebe ausgeliefert, dem Leben, den so lange gehüteten Geheimnissen. Mit einem Mal erschließt sich alles Unbekannte. Manche der besten Ehefrauen tragen eine anhaltende Erschütterung davon. Aber am schlimmsten ist, dass die Gegensätzlichkeit ihrer Erziehung weiterwirkt. Wenn der Ehemann seine Frau nicht nach seinem Bilde formt, wird sie ihm immer fremd bleiben, mit ihrer Weltanschauung, ihren Eigenarten, ihrer rettungslos kindischen Bildung. Was für ein befremdliches System: die Menschheit in zwei Lager aufteilen, diese Lager gegeneinander zu munitionieren und anschließend zusammenzuspannen mit der Aufforderung: »Nun vertrag euch!«

Unterm Strich hat der Mann von heute keine Zeit zum Lieben, und er heiratet seine Frau, ohne sie zu kennen, ohne dass sie ihn kennt.

Das sind zwei wesentliche Merkmale der Ehe von heute. Diesen allgemeinen Befund will ich nicht komplizieren, indem ich weiter ins Detail gehe, sondern wende mich direkt den Beispielen zu.

I

Maxime Graf de La Roche-Mablon ist zweiunddreißig. Er gehört einer der ältesten Familien des Anjou an. Sein Vater war im Ersten Kaiserreich Senator, ohne deshalb, so behauptet er, auch nur eine einzige seiner königstreuen legitimistischen Überzeugungen aufgegeben zu haben. Übrigens haben die La Roche-Mablons während der Emigration kein Stückchen Land eingebüßt und zählen zu den größten Grundbesitzern Frankreichs. Maxime hatte eine schöne Jugend. Eine Weile hat er freiwillig bei den päpstlichen Truppen gedient. Zurück in Paris hat er Rennpferde gehalten; er hat am Spieltisch gesessen, Mätressen gehabt, sich duelliert, aber er hat sich nie richtig in Szene setzen können. Er ist groß und blond, ein guter Reiter, von durchschnittlicher Intelligenz, ohne ausgefallene Leidenschaften – und jetzt gedenkt er in den auswärtigen Dienst einzutreten, um sich ein Ziel zu setzen.

Der brillante Kopf bei den La Roche-Mablons ist eine Tante, die Baronin de Bussière, eine umtriebige alte Dame, die viel in der akademischen Welt und in politischen Kreisen herumgekommen ist. Sobald ihr Neffe Maxime

sie von seinen Plänen in Kenntnis gesetzt hat, erklärt sie, als Erstes müsse er heiraten; die Ehe sei ein Grunderfordernis für jede ernstzunehmende Karriere. Maxime hat keine nennenswerten Einwände gegen eine Ehe; er hat nur nie daran gedacht. Lieber würde er Junggeselle bleiben, aber wenn er unbedingt heiraten muss, um seinen Rang in der Welt zu behaupten, dann wird er diese Formalität eben auf sich nehmen wie alle anderen. Nur gesteht er lächelnd, dass er keine Liebe verspürt, dass er sein Gedächtnis noch so sehr anstrengen kann – für ihn haben alle Mädchen, mit denen er in den Salons getanzt hat, das gleiche weiße Kleid und das gleiche Lächeln. Madame de Bussière ist entzückt. Sie nimmt die Sache in die Hand.

Zwei Tage später erzählt die Baronin Maxime von Mademoiselle Henriette de Salneuve. Beträchtliches Vermögen, alter Adel aus der Normandie, von beiden Seiten völlig passend. Und sie betont, wie angemessen diese Verbindung wäre: undenkbar, eine Partie zu finden, die den gesellschaftlichen Erwartungen besser entspräche. Es wäre eine jener Ehen, die niemanden überraschen. Maxime nickt freundlich zustimmend. Das alles scheint ihm sehr vernünftig. Die Namen sind ebenbürtig, die Ver-

mögensverhältnisse adäquat, und die Verbindungen dürften sehr wertvoll werden, wenn er es wirklich mit der Diplomatie versuchen will.

»Sie ist wohl blond«, erkundigt er sich schließlich.

»Nein, brünett«, erwidert die Baronin, »das heißt, so genau weiß ich es nicht.«

Das ist ja auch gar nicht so wichtig. Fest steht, dass Henriette neunzehn ist. Maxime meint, einmal mit ihr getanzt zu haben, vielleicht war es auch ihre jüngere Schwester. Von ihrer Erziehung wird nicht gesprochen, das wäre wohl überflüssig: Schließlich ist sie bei ihrer Mutter aufgewachsen. Über ihren Charakter kann man sich ohnehin keine Gedanken machen, weil ihn niemand kennt. Madame de Bussière behauptet, sie habe sie irgendwann einmal einen Chopin-Walzer sehr seelenvoll spielen gehört. Für alles Übrige soll ja heute Abend eine Begegnung in einem neutralen Salon sorgen.

Als Maxime am Abend Mademoiselle de Salneuve erblickt, ist er ganz überrascht, wie gut sie ihm gefällt. Er tanzt mit ihr, macht ihr ein Kompliment über ihren Fächer und erntet zum Dank ein Lächeln. Zwei Wochen später ist der offizielle Antrag gemacht, und die Notare

verhandeln über den Ehevertrag. Maxime hat Henriette fünfmal besucht. Sie sieht wirklich sehr gut aus mit ihrer weißen Haut und ihrer etwas üppigen Figur, und sie wird sich geschmackvoll anzuziehen wissen, wenn sie ihre Jungmädchenkleider ablegen darf. Außerdem hat sie offenbar eine musikalische Ader, findet Moschusgeruch scheußlich und hatte früher eine Freundin, die Claire hieß und gestorben ist. Das ist alles. Maxime meint ohnehin, dass es genügt: Sie ist eine Salneuve, und er empfängt sie aus den Händen einer sittenstrengen Mutter. Zum Kennenlernen haben sie später Zeit. Vorläufig ist ihm der Gedanke an sie nicht unangenehm. Er ist zwar nicht eigentlich verliebt, aber er hat natürlich nichts dagegen, dass sie hübsch anzusehen ist, denn wenn sie zufällig hässlich gewesen wäre, hätte er sie ja trotzdem geheiratet.

Eine Woche vor der Hochzeit schließt der junge Graf mit seinem Junggesellendasein ab. Derzeit lebt er mit der großen Antonia zusammen, einer ehemaligen Kunstreiterin, die mit Diamanten behangen aus Brasilien zurückgekehrt ist. Er kauft sich eine neue Einrichtung und trennt sich von Antonia in aller Freundschaft nach einem Abendessen, bei dem sie auf

sein Eheglück anstoßen. Er begleicht ein paar kleine Schulden, entlässt seinen Kammerdiener, verbrennt überflüssige Briefe und lässt die Fenster öffnen, damit sein Haus gut gelüftet wird. Er ist bereit. Immerhin behält er im tiefsten Innern ein paar Stunden seines Lebens; er empfindet es als ausreichend, sie ein für alle Mal hinter den Türen seines Herzens eingeschlossen zu wissen.

Die Notare der beiden Familien haben den Vertrag aufgesetzt. Die ganzen lästigen Geldangelegenheiten sind ihnen überlassen worden. Sie sind ja auch denkbar einfach: Das eingebrachte Gut der Ehegatten ist bekannt, im Übrigen gilt Gütertrennung bei Verwaltung des Vermögens der Ehefrau durch den Ehemann. Während der Verlesung des Vertrages sitzen beide Familien stumm da; dann wird kommentarlos unterschrieben, wobei man sich die Feder mit einem Lächeln weiterreicht. Gesprochen wird von anderem: von einem Wohltätigkeitsfest, das die Idee der Baronin gewesen war, und von einer Predigt, in der sich Pater Dulac wirklich als sehr talentiert erwiesen hat.

Die standesamtliche Trauung hat an einem Montag stattgefunden, einem Tag, an dem im Rathaus für gewöhnlich nicht getraut wird. Die

Braut trägt ein ganz schlichtes graues Seidenkleid, der Bräutigam Gehrock und helle Hose. Es sind keine Gäste geladen; außer den vier Trauzeugen, angesehenen Persönlichkeiten, ist nur die Familie anwesend. Während der Bürgermeister die Gesetzesparagrafen verliest, begegnen die Blicke von Maxime und Henriette einander. Sie lächeln sich zu. Barbarisch, diese Juristensprache! Ist die Ehe denn wirklich etwas so Schreckliches? Nacheinander sprechen sie mit ungerührter Miene das feierliche »Ja« vor dem Bürgermeister, einem kleinen, fast buckligen Mann, dessen schwächliche Gestalt alles andere als ehrfurchtgebietend ist. Die Baronin in dunkler Toilette betrachtet den Saal durch ein Lorgnon und findet, dass das Gesetz ziemlich armselig untergebracht ist. Beim Verlassen des Rathauses spenden Maxime und Henriette je tausend Franc für die Armen.

Aller Prunk, alle Tränen der Rührung bleiben der kirchlichen Zeremonie vorbehalten. Damit man nicht für eine gewöhnliche Hochzeitsgesellschaft gehalten wird, hat man sich nicht für eine Pfarrkirche entschieden, sondern für die kleine Chapelle des Missions. Das gibt der Ehe gleich einen Hauch höherer Frömmigkeit. Monsignore Félibien, ein Bischof aus

Südfrankreich, der mit den Salneuves entfernt verwandt ist, wird das Paar trauen. Als der große Tag gekommen ist, erweist sich die Kapelle als zu klein. Drei angrenzende Straßen sind mit den Equipagen verstopft; drinnen, im Halbdunkel der Kirchenfenster, mischen sich das Rascheln von kostbaren Stoffen und diskretes Geflüster. Alles ist mit Teppichen ausgelegt. Vor dem Altar stehen Sessel in fünf Reihen. Der ganze Adel Frankreichs ist mit seinem Gott unter sich. Maxime in untadeligem Frack ist doch ein wenig blass. Henriette trifft ein, schneeweiß in einer Wolke von Tüll; auch sie ist sehr ergriffen, ihre Augen sind gerötet, sie hat geweint. Als Monsignore Félibien die Hände über ihre Köpfe hält, bleiben beide ein paar Sekunden lang tief geneigt mit einer Inbrunst, die den denkbar besten Eindruck macht. Dann spricht der Bischof mit psalmodierender Stimme von den Pflichten der Eheleute, und die Verwandtschaft wischt sich verstohlen Tränen ab, vor allem Madame de Bussière, die eine sehr unglückliche Ehe hinter sich hat. Im Duft des Weihrauchs und der Pracht der brennenden Kerzen geht die Zeremonie zu Ende. Kein bürgerlicher Luxus, sondern etwas höchst Distinguiertes, eine Verfeinerung der Religion für die

Verwendung durch Leute von hoher Geburt. Bis zum Austausch des letzten Händedrucks nach der Unterzeichnung der Schriftstücke bleibt die Kirche ein Salon.

Am Abend speist man im Familienkreis bei geschlossenen Türen und Fenstern. Und gegen Mitternacht, als Henriette, das Gesicht zur Wand, als Ehefrau fröstelnd in ihrem Bett liegt, spürt sie, wie Maxime sie aufs Haar küsst. Er ist nach den Eltern leise hereingekommen. Sie stößt einen Schrei aus und fleht ihn an, sie allein zu lassen. Er lächelt, behandelt sie wie ein Kind, das man beruhigen möchte. Er ist zu galant, als dass er nicht zunächst alle erdenkliche Rücksicht walten ließe. Aber er kennt die Frauen, er weiß, wie man mit ihnen umgehen muss. Also bleibt er da und küsst ihr mit Koseworten die Hände. Sie braucht wirklich keine Angst zu haben, er ist schließlich ihr Mann, wie sollte er nicht über das geliebte Wesen wachen? Doch als sie immer verstörter wird und schluchzend nach ihrer Mutter ruft, meint er die Dinge doch etwas nachdrücklicher vorantreiben zu müssen, damit die Situation nicht ins Lächerliche kippt. Er bleibt weiterhin Mann von Welt, stellt die Lampe weiter weg und erinnert sich im richtigen Augenblick daran, wie er anfänglich mit

Émile Zola (1840–1902) ist Begründer und Leitfigur des literarischen Naturalismus. Sein Hauptwerk, die zwanzigbändige sozialkritische Romanserie *Les Rougon-Macquart*, und sein politisches Engagement in der Dreyfus-Affäre machten ihn weltberühmt.

Ulrich Friedrich Müller (1932–1988) hat historische und sozialwissenschaftliche Bücher etwa von Jules Roy, François Furet und Raymond Cartier sowie literarische Texte von Honoré de Balzac, Gustave Flaubert, Jean Giraudoux u. a. übersetzt.

Kristian Wachinger, 1956 geboren, hat dreißig Jahre das Klassiker-Programm des Hanser Verlags verantwortet. Er hat u. a. Prosper Mérimée, Georges Simenon und Laurent Binet übersetzt und Werke von Elias Canetti herausgegeben. Er lebt in Berlin.

Wie man heiratet und wie man stirbt erscheint als Buch der Friedenauer Presse. Gegründet wurde die Friedenauer Presse 1963 in der Wolff's Bücherei im Berliner Stadtteil Friedenau, dem sie ihren Namen verdankt. Der Verleger Andreas Wolff, Enkel des Petersburger Verlegers M. O. Wolff, veröffentlichte bis 1971 in loser Folge 36 Drucke. Von 1983 bis 2017 wurde der Verlag von Katharina Wagenbach-Wolff geführt, seit 2020 ist die Friedenauer Presse ein Imprint des Verlags Matthes & Seitz Berlin.

FRIEDENAUER PRESSE

Wolffs Broschur

Erste Auflage Berlin 2026

© 2026 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH,
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@friedenauer-presse.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Gestaltet und gesetzt von ciconia ciconia, Berlin.

Die Herstellung besorgte Hermann Zanier, Berlin.

Gedruckt und gebunden von Art-Druk, Szczecin, Polen.

Printed in Poland

ISBN 978-3-7518-8057-2

www.friedenauer-presse.de